

ERODAZAR.

Erste Damen- und Modenzeitung.

Nr. 42.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Paris — Berlin — Wien,
den 4. November 1907.

Vierteljährlich 2½ Mark = 3 Kronen.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

53. Jahrg.

Alte Schuld.

Von Lotte Gubalke.

(Schluß aus Nr. 40, S. 570.)

Nachdruck verboten.

„Nicht ausgesprochen?“ fragte der Vater.

„War das nötig? Liegt nicht alles klar zu Tage? Es gibt Unmöglichkeiten, mit denen man sich schweigend abfinden sollte.“

Meida sagte: „Ich verstehe meine Großmutter, die blind hast, weil sie blind geliebt hatte. Aber du, Vater — Richter Keith war dein Freund? Und du hast gelitten, daß er mit unter die Verdammnis geriet?“

„Du vergißest, es handelte sich um meinen Vater.“

„Verzeih — ich kann deinen Schmerz verstehen, aber muß darunter ein Unschuldiger leiden?“

„Was soll ich dir verzeihen? Daß du meine Richterin geworden bist? Das ist der Welt Lauf — Kind!“

Meida wollte ihre Hand auf seinen Arm legen. Er schob sie sanft aber fest zurück und ging an ihr vorbei in sein Arbeitszimmer.

„Das verstehe, wer kann,“ sagt Frau Julie Keith zu ihrem Gatten, der ihr gegenüber saß. „Zurecht haben wir die Angelegenheit für begraben angesehen!“

„Du vielleicht — nicht ich. Mir liegt sie lebenslang schwer auf der Seele.“

„Schwer auf der Seele! Als ich deine Frau wurde, verneinte ich die Schuld! Meinst du, ich trüge deinen Namen, wenn ihm ein Makel anhaftete?“

„Ach du, July! Du liebst mich und bist Partei!“

„Warum wird jetzt diese alte Schuld hervorgezogen — gleichsam neu aufgeputzt? Weil Wolfram herausgefunden hat, daß diese Meida ein schönes Mädchen ist? Schön, gut und mutig? Wäre es ein Unglück, wenn diese beiden sich zusammäteten und die alte Schuld beglichen?“

„Was hast du da für verwegene Gedanken! Womit sollen sie eine Schuld begleichen?“

„Mit Liebe — mit Liebe, Keith, mit gar nichts anderem, als mit Liebe.“

„Du denkst nicht an die Lichts, an die alte, vergrämte Frau —“

„Es ist höchste Zeit, daß sie sich der Sonne zuwendet.“

„Du bist eine leichtsinnige Optimistin.“

„Daß du zu denen gehörst, die alle diejenigen für schlach und leichtsinnig halten, die an den guten Ausgang einer Sache glauben, mußte ich bis jetzt noch nicht.“

Richter Keith stand auf und trat ans Fenster.

Seine Frau folgte ihm. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter: „Die da drüben haben in jedem Balkenfeld ein Herz. Sieben Herzen sind's, in einer Reihe! Aber die Bewohner dieses Hauses haben in der Mehrzahl das Herz nicht auf dem rechten Fleck. Wäre Marianne Licht edelherzig, dann hätte sie niemals das Unglück jenes Tages in eine Schmach für euch umgewandelt.“

Es war so, wie der alte Fährmann Franke gesagt hatte. Die Leute von Lengebach dachten kaum noch an jenen Maitag und seinen Wettersturz, der den Familien Keith und Licht so verhängnisvoll geworden war. Die alte Generation zählte nur noch wenige Namen. Einige hatte das Leben milde, die andern stumpf gemacht; Zeit, an anderer Leute Schuld zu denken, hatten sie ebensowenig wie die Jungen, die ganz von der Arbeit des Tages in Anspruch genommen wurden.

Desto mehr dachten die an jenen Maitag, denen er zum Verhängnis geworden war. Sie dachten nicht nur daran, sie sprachen auch wieder darüber. An einem hellen Septembertag hatte Keith seinen Sohn zu einem Gang über die Berge aufgefördert. In wenig Wochen sollte Wolfram

gegangen. Nun standen sie auf der Höhe. Die Türme der Stadt waren in Abendrot getaucht. Über die Wiesen zogen die Herbstnebel und ihr Fuß trat schon auf fallendes Laub.

„Es fällt dir schwerer als sonst, die Heimat zu verlassen?“ begann Richter Keith.

Wolfram sah seinen Vater betroffen an.

„Ich habe nie so schwer an unserer Familienschuld getragen als jetzt, wo sie dir dein Lebensglück zerstören soll. Ich bin nicht blind, ich habe dich beobachtet. Du liebst Meida Licht. Aber was kann das nützen! Sei ein Mann, füge dich in Unabänderliches.“

„Was nennst du unabänderlich? Diesen Eigensinn einer alten vergrämten Frau, dem sich zwei Männer, zwei starke Männer beugten? Gut. Mag er für dich und den andern zu den unabänderlichen Dingen gehören. Ich liebe Meida Licht, gewiß. Von dem Augenblick an, da ich ihrer Liebe ganz sicher bin, gehört euer Zwist nicht mehr zu den unabänderlichen Dingen.“

„Du willst dich vergewissern, ob sie dich liebt?“

„Kannst du mir das verübeln?“

„Nein, gewiß.“

„Ich kann es dir aber nicht sagen.“

„Du wirst eine große Verwirrung machen.“

„Frau Keith, es ist leicht einzusehen, daß ohne daß ein Faden reißt. Finde dich darein, daß ich verschiedene Eigenschaften von meiner Mutter erbe.“

Richter Keith brach feufzend die Unterhaltung ab. Mochte das Verhängnis seinen Lauf gehen! Was half es, sich gegen die Zahlung des letzten Hellers zu sträuben!

„Ich reise gleich nach dem Erntefest — also in zehn Tagen,“ sagte Wolfram, „und ich will dir in dieser Zeit keinen Grund zu Klagen geben. Vertraue mir — ich werde keine Taktlosigkeiten begehen.“

„Ihr Jungen — ihr nehmt dem Leben gegenüber einen ganz anderen Standpunkt ein.“

„Du meinst, wir beugen uns keiner Autorität? Sei versichert, umso mehr erkenne ich die Pietät an. Aber sollte es nicht möglich sein, Pflicht und Glücksverlangen zu vereinigen?“

„Ich sehe ein, daß ich dich deinen Weg gehen lassen muß.“

„Und ich weiß, daß unsere Wege immer wieder zusammenführen werden.“

„Du unterschätzt Schwierigkeiten.“

„Ich sehe gar keine, wenn die Liebe als Faktor gilt.“

Der Weg zu Tale wurde schweigend zurückgelegt. Richter Keith hatte die Stirne in Sorgenfalten gezogen, als er bei seiner Frau eintrat. In Wolframs Augen, so schien es seiner Mutter, lag ein stilles Leuchten.

Frau July war sehr aufgeräumt. Sie empfing die Heimkehrenden mit der Botschaft, eine Abordnung des Festkomitees sei dagewesen.

„Welches Festkomitees?“ fragte Richter Keith zerstreut.

„Wo hast du deine Gedanken, Keith? Wir feiern demnächst Erntefest. Ich habe natürlich die Einladungen für euch beide angenommen.“

Richter Keith saß schweigend da und verzehrte sein



Großherzog Friedrich II.
geboren am 9. Juli 1857

und

Th. Schuhmann & Sohn, Hofphot., Karlsruhe.
Großherzogin Hilda von Baden.
geboren am 5. November 1864.

das Elternhaus wieder verlassen, um als Praktikant am Gericht der Hauptstadt zu arbeiten. Keith wollte allein mit seinem Sohn Dinge besprechen, die seine lebensfrohe Frau nicht ernst genug nahm, seiner Ansicht nach.

Sie „sprang“ immer über alle jene Hindernisse, die ihm Kopfzerbrechen machten, hinweg. Sie fand das Leben so einfach —

Er dagegen war wie ein Baumeister, dem das Material zur Brücke, die über einen Abgrund geschlagen werden sollte, fehlte.

War er ungehalten, daß Wolfram allzuoft über den Markt ging, um einen Gruß nach Meidas Fenster zu schicken, so lächelte Frau July befriedigt und antwortete auf seine Ausstellungen: „Jedes Ding hat seine Zeit, dabei bleibe ich, Haß und Streit sind nicht ausgenommen hiervon.“

Er wollte über diese Dinge — über den Verkehr mit Meida, über Wolframs nicht zu leugnendes Wohlgefallen ein offenes Wort reden. Sie waren schweigend bergan ge-

Abendbrot, als ob es eine schwere Arbeit sei. Wolfram aß fast noch weniger und antwortete zerstreut auf die Fragen seiner Mutter, die scheinbar nichts von diesen Zuständen bemerkte. Sie trug die Kosten der Unterhaltung mühselos allein, indem sie von den Erntefesttagen ihrer Jugendzeit erzählte.

„Hast du dich nicht in mich verliebt, Reith — gestehe es doch ein — damals, als ich den Erntekranz in die Kirche trug, um ihn auf den Altar zu legen? Ich hatte ein weißes Kleid mit blauen Bändern an und einen Rosenkranz im Haar.“

Richter Reith hörte geduldig zu und gab sich Mühe, in Stimmung zu kommen.

„Du sagtest, ich tanze so leicht wie eine Feder! Du hast mir abends, als das Feuerwerk abgebrannt wurde, den ersten Kuß gegeben. Du hast es ungefragt getan und am andern Tage schreibst du mir auf rosa Papier...“

„Aber July — —“
„Schreibst du mir auf rosa Papier: ‚Ich bin Dein, Du bist mein, Du bist beschloßen in mein’ Herzen. Ich hab’ verloren das Schlüssellein, daß Du sollst ewig darinnen sein‘. Und dazu schickst du einen wundervollen Herbststrauß, sogar Rosen waren darin...“

„Du solltest doch in Gegenwart...“
„meines Sohnes nicht von diesen wunderseligen Erinnerungen reden? Ja, das siehst du ähnlich, so etwas, wie ein echter Geizhals, für dich zu behalten! Ich aber finde, man soll seinen Kindern von diesen seligen Zeiten erzählen. Zu wissen, wie froh und selig Menschen sein können, wenn sie sich in echter Liebe zusammensanden, das muß stark machen.“

„Ja — Mutter hat recht — das macht froh und stark.“
Reith stand gleich nach dem Essen auf, um in sein Zimmer zu gehen. Altes warteten auf Durcharbeitung — das war seine Entschuldigung. „Oh,“ sagte Frau Reith, als er gegangen war, „er sieht ein, daß ich recht habe. Aber er mag mir das nicht zugestehen und aus diesem Grund räumt er das Feld.“

In Lengebach rüstete alt und jung zum Erntefest. Man wand Kränze aus Laub und Blumen, um die Häuser damit zu schmücken. Alt und jung und arm und reich beteiligten sich an diesem Fest, das zur Erinnerung an eine überhandene Hungersnot seit Jahrhunderten gefeiert wurde mit Tanz und Spiel, mit Glockengeläut und feierlichem Umzug. Auf dem Rathausaal wurde der Erntekranz gewunden. Das Los entschied, wer von den Lengebacher Mädchen ihn in die Kirche tragen und auf dem Altar niederlegen sollte. Und es entschied zu Meidas Gunsten. Und es entschied zu Meidas Gunsten, daß das Los auf sie fiel.

Das Festzug vorwärts auf die Aue, wo der Tag mit Spiel und Tanz beendet wurde.

Es fand niemand etwas Auffallendes dabei, daß das Los Wolfram Reith traf.

Frau July schlug sogar ekstatisch die Hände zusammen und geriet gleich darauf zum erstenmal in heftigen Streit mit ihrem Manne, der darauf bestand, daß Wolfram einen Vorwand finden solle, um zurückzutreten.

„Wenn Fräulein Meida mich als Geleitsmann verschmähen sollte — dann trete ich zurück — sonst nicht,“ erklärte ihm sein Sohn.

Und Meida verschmähte seine Begleitung nicht. Auf seine höfliche Anfrage, ob sie sich seiner Führung anvertrauen wollte, kam eine ebenso höfliche Zusage.

Richter Reith las den Brief zweimal —
Wie fest und klar die Schriftzeichen auf dem Papier standen. Da war kein Wort zu viel und keins zu wenig. Dies Mädchen schien genau zu wissen, was es wollte.

Ob Justus Licht denn seine Erlaubnis dazu gegeben hatte?

„Großmutter,“ sagte zu derselben Zeit Meida Licht, „ich muß dir etwas mitteilen, willst du mich anhören?“

„Sprich, ich habe Zeit vollauf.“

Marianne Licht sah das junge Mädchen forschend an, das bleich und ernst vor ihr stand, und fügte dann mahnend hinzu: „Aber setze dich mir gegenüber, du nimmst mir sonst meine Ruhe.“ Meida setzte sich etwas entfernt von ihrer Großmutter auf einen Sessel, stand aber, während sie sprach, wieder auf, denn sie hatte das Gefühl, es sei nötig, ein Bekenntnis im Stehen abzulegen. „Ich werde dir nehmlich, Großmutter. Aber du selbst hast mich gelehrt, daß bittere Wahrheit heilsamer ist als süßes Lügengift. Ich muß von deinem Herzeleid, von dem Unglück deines Lebens reden. Ich verstehe dich mehr und besser als sonst jemand. Denn ich bin nahe daran, etwas ganz Gleiches zu erleben. Auch mir soll das Liebste von einer trüben Flut vom Herzen gerissen werden. Von einer Flut von Haß...“ Die alte Frau hatte sich erhoben, und wieder sah es aus, als ob sie wüchse und erstarre.

„Warum redest du nicht frei heraus? Warum machst du Umschweife? Du willst mir eingestehen, daß du den Nachkommen eines feigen Mörders liebst. Ich habe das lange schon gewußt. Meine alten Augen sind hell geblieben. Ich wußte, warum du immer zu einer bestimmten Stunde ans Fenster tratest, und wußte, wem dein Gruß galt!“

„Ach Großmutter, wie du hasten kannst — wenn du ebense liebend wolltest! Das Los hat bestimmt, daß Wolfram Reith mein Geleitsmann auf dem Erntedankgang sein soll, und ich habe eben meine Einwilligung dazu geschrieben.“

Die alte Frau lachte schrill und böse.
„Geh — das scheidet uns. Das scheidet mich auch von deinem Vater, der die Nacht hätte, dir diese Ungehörigkeit zu unterlagen.“

„Du darfst mich nicht fortschicken, Großmutter! Du nicht, denn du kennst doch das Leid, wenn zwei auseinander gerissen werden, die sich lieben! Soll ich elend werden, weil du es warst? Willst du mich in gleiches Elend stoßen?“

„Geh —“ sagte die alte Frau hart.
Meida ging. Die Alte sah hinter ihr drein, wie versteint, regungslos stand sie auf demselben Fleck. Durch das geöffnete Fenster klang das alte Kinderlied zu ihr herauf:

„Die goldene Brücke ist zerbrochen gegangen,
Wir wollen sie wieder machen lassen
Von Edelstein,
Von Bettelein,
Wer stellt sich in den Riß hinein,
Der soll gesegnet sein...“

Sie schloß das Fenster — aber das Lied drang doch zu ihr hinauf.

Sie hielt sich die Ohren zu und ging ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab.

Dann riß sie das Fenster auf und gebot: „Ruhe.“
Die Kinder stoben ängstlich auseinander. Was hatte nur die alte Frau Licht heute, die sonst so gerne ihrem Singlied zuhörte und ihnen sogar zuweilen blanke Dreier zuwarf! Sie stand wieder im Zimmer und sah sich ringsum in dieser engen kleinen Welt, die sie kaum verlassen hatte seit jenem Unglückstag.

War das ein Traum, was sie eben erlebt hatte? Ihr eigen Fleisch und Blut verlangte, daß sie ihrem Haß entsagen sollte? War dieser Haß nicht das Einzige, aus dem sie Kraft zum Weiterleben geschöpft hatte?

Ganz von weitem, aber deutlich klang wieder der Gesang der Kinder zu ihr hinauf: „Die goldene Brücke ist zerbrochen gegangen.“ Ja gewiß, die goldene Liebesbrücke, die zu den Freuden des Lebens führt, war lange, lange schon zerbrochen —

„Wir wollen sie wieder machen lassen —
Von Edelstein,
Von Bettelein —“

Wer will die Brücke machen lassen? Törichte Kinder wollen es! Bettelsteine! Sie hatte in ihrem Leben nicht gebettelt, und sie würde auch heute nicht bitten und betteln, daß man heilig hielt, was heilig gehalten sein wollte, das Andenken an einen geliebten Toten! Sie würde sich noch mehr absperrern gegen alles, was das unheimliche Schicksal wandelt.

Das Lied klang noch immer in ihren Ohren. Sie schloß die Augen und dachte an den Mann, den sie liebte, an den Mann, den sie haßte.

Das Lied klang noch immer in ihren Ohren. Sie schloß die Augen und dachte an den Mann, den sie liebte, an den Mann, den sie haßte.

Die Glocken läuteten am Spätnachmittag dieses Samstages das Fest ein. Die alte Frau fuhr erschrocken auf. Diese Glocken würden auch morgen läuten, wenn ihr Enkelkind an der Seite Wolfram Reiths aus der Kirche trat, über den schattigen Kirchhof ging — weiter durch alle Straßen der Stadt, hinaus auf die grüne Aue am Fluß...
Ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit und Verlassenheit kam über sie. Sie stand auf, zog sich mechanisch aus und legte sich zu Bett. Sie drückte das Gesicht in die Kissen und fand keine Tränen.

Auch Justus Licht fuhr erschrocken auf, als die Glocke erklang. Er hatte sich in ein Altentstück verließ, das eine ganz verwickelte Schulfrage enthielt. Er hatte eben den Punkt entdeckt, von dem aus die Tat des Mannes zu beleuchten war, wenn er dem Richter klar machen wollte, daß den Angeklagten das klare Bewußtsein verlassen hatte, als er eine Tat beging, die einem andern das Leben kostete.

Er hatte eine seiner zündenden Reden ausgearbeitet. Justus Licht war weit und breit bekannt als einer, der den feinsten Seelenregungen der Menschen nachspürte und immer das Motiv herausfand, das schuldlos bestimmend war...
„Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?“
Die Glocken von Lengebach hatten einen schönen Klang. Das Echo warf ihren Schall zurück, und die eine — die große Glocke hatte einen surrnden Nachklang. Justus Licht wußte genau, seit wann sie den hatte. Damals als die Kunde von der Schlacht bei Sedan nach Lengebach kam, hatten zwei Knaben ohne Unterlaß gemeinsam am Glockenstrang gezogen — bis sie barst.

Er fuhr sich mit der Hand durch das ergraute Haar, stand auf, trat ans Fenster und grollte in seinen Gedanken dem Leben, das Freundschaft in Haß wandelte.

Er sah auf die Straßen, die mit bunten Girlanden überspannt waren. Auf die Häuser, die mit Fahnen und Blumen geschmückt den Markt umstanden. Da dachte auch er daran, daß Meida und Wolfram morgen gemeinsam im Festzug gehen sollten. Das Los hatte so bestimmt. Torheiten über Torheiten! Dem Zufall eine Rolle überlassen! Erforderte es nicht die Familienehre, daß man dem entgegentrat...
Sollte er sich Meidas Willen fügen, die ihm erklärt hatte, daß nichts sie wandern machen könne in ihrem Voratz, Wolfram Reith als Geleitsmann anzunehmen?

Er ließ sich bei seiner Mutter melden. Sie weigerte sich, ihn zu empfangen, Kopfschmerzen vorschüßend.

„Fräulein Meida war vor einer Stunde bei Frau Licht,“ berichtete die Haushälterin.

Und wo war Fräulein Meida jetzt?

Niemand konnte ihm genaue Auskunft geben. Am Nachmittag hatte sie Kränze im Garten gewunden aus Astern und Zimmergrün für die Nachbarstinder, die morgen mit ihr im Festzug gehen sollten, dann hatte sie mit dem Licht eine Unterredung gehabt und war darauf durch den Garten ins Freie gegangen...
So griff denn Notar Licht zu Hut und Stock und ging ebenfalls durch den Garten, der hinter seinem Hause lag, öffnete die Gittertüre, die nur angelehnt war, und ging hinaus ins Freie. Er schlug den Weg nach dem Fluß ein. Es dämmerte schon leise, als Justus Licht über die mit Herbstzeitlosen überfüllten Wiesen schritt. Die Kühle tat ihm wohl, das Rauschen des Wassers und das Flüstern im Schilf und Erlengebüsch, das der Abendwind weckte, übte einen fänstigenden Einfluß auf sein Gemüt.

Hinter ihm lag die kleine Stadt, zu seiner Linken war eine Festschloß rings um den Festplatz entstanden. Jrgendwoher wehten Harmonikallänge, dazwischen klang das Hämmern der Arbeitenden, die Bretter zu Tischen und Bänken zusammenschlugen. Wie wichtig diese Leute ihre kleinen Freudenfeste nahmen! Wie genüßsam sie waren, wenn es galt, drei Feiertage zu begehen...
Notar Licht hätte sich beinahe zum Kritiker aufgeschwungen, als er das im Kreise sich drehende Zeltbaldach eines Karussells entdeckte und die Klänge einer schlechten Drehorgel die Harmonikallänge überluden.

Aber dann fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß er sich draußen in der Welt oft genug zurückgezogen hatte nach dieser Herbstwiese mit ihrem merkwürdigen Gemisch primitiver Genüsse — daß ihm manchmal das Gezeiter im Kaiserletheater schöner vorgekommen war als die Aufführung in einem Hoftheater und daß ihm der brenzlige Geruch der Rostwürste — die von Wespen umschwärmten Honigbienenherzen als herrliche Leckerbissen vorschwebten...
Warum wohl —

Heimat, geliebte Heimat — so klang es in des Mannes Seele wider, der am Fluß entlang ging mit eiligeren Schritten und der sich einsam vorkam — so einsam.

Das Gesicht hatte ihm früh den Vater und dann nach kurzem Glück das geliebte Weib genommen. Sein Kind war der Sonnenstrahl, der das vom Haß verdüsterte Haus zu der alten harten Frau gebildet, die im Siebenherzen aus herrschte. Und nun glitt ihm sein Kind aus den Händen. Nun sollte er sie verlieren an den Sohn sein Feindes...
Er blieb stehen und schaute sich um. alle Geräusche der Stadt und des Festplatzes gedämpft an sein Ohr —
Die Dämmerung war stärker geworden —
Er wollte sich umdrehen und ging langsam weiter, als er gekommen war, nach der Stadt zurück.

Dann hörte er seinen Namen rufen: „Justus Licht!“
Er blieb stehen und erkannte in dem Ruf Richter Reith.

Wie blaß, wie bleich der aussah.
„Ich möchte mit dir reden, Justus.“
„Wir werden beide dazu gezwungen.“
„Unsere Kinder wollen ihren eigenen Weg gehen.“
„Gemeinsam wollen sie ihn gehen — uns beiseite schiebend — über uns hinweg.“

Sie gingen eine Weile nebeneinander und sahen sich verstohlen an, und es war ihnen beiden, als ob sie sich seit Jahren nicht gesehen hätten, und verhandeln doch seit vielen Jahren fast täglich sachlich und rechtschaffen miteinander wie zwei Männer, die gegenseitig achtungsvoll ihre Daseinsberechtigung anerkennen müssen!

In eines jeden Stimme war jener alte Ton aufgeweckt, der in Tagen gemeinsamen Kinderleids und Kinder Glücks laut geklungen hatte.

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben sagte Licht zu Reith: „Einmal bist du eine fast haus hohe Weinbergsmauer hinabgestürzt — du blutetest aus einer Wunde an der Stirn — ich habe sie mit meiner Hand zugehalten — bis die andern Knaben Hilfe holten. Ich meine, ich hätte damals dein rinnendes Leben gegen meine Hand stürmen gefühlt... So froh war ich, als wir dich lebend deiner Mutter brachten...“

„Warum erinnerst du mich an jene Zeiten? Ich habe ein paar rasende Pferde zum Stehen gebracht, als du auf dem Wagen sahest, dem sie vorgespannt waren. Ich weiß ganz genau, daß mir nur der leidenschaftliche Wunsch, dich zu retten, Kraft gab, die Tiere zu bändigen. Und so stolz war ich auf dich, weil du keinen Augenblick den Mut verloren hattest...“

„Ja, es gab eine Zeit, da war es selbstverständlich — wie Kette und Einschlag, daß einer für den andern einstand.“

„Aber dann kam jener Tag —“
„Der mußte uns trennen.“

Die Männer gingen wieder schweigend nebeneinander und jeder dachte: „Mußte dieser Tag uns trennen?“
Wieder sahen sie sich heimlich im Weitergehen von der Seite an. Grau war ihr Haar — aber noch hatte das Alter ihren Rücken nicht gebeugt...
Da kam Justus Licht der Gedanke mit Macht, daß er tausendmal besser daran sei wie Reith und daß er tausendmal grausamer sei wie ein Mann, der mit von Angst umhüllten Sinnen eine Rettungspflicht veräußerte!

Er blieb stehen und sagte: „Vergib mir, Reith.“
„Ich? Was soll ich dir vergeben?“

„Meine Torheit, die mich in den Bannkreis des Hasses und dich in den neuer Schuld stellte, die nicht erwiesen ist.“

Keith ergriff nicht gleich die dargebotene Hand. Er sagte mit einem merklichen Zittern in der Stimme: „Du hast lange Zeit gebraucht, um dich an Gefühlsstatistiken zu erinnern. Du hättest wissen können, daß unsere Väter, wenn sie bei klaren Sinnen waren, sich gegenseitig kein Haar krümmten. Aber ich nehme deine Hand und lege die meine hinein — um unsrer Kinder willen.“

„Nein,“ sagte Licht und zog die Hand zurück. „Ich habe von meinem Kind gelernt, daß unser Schicksal nicht das der andern ist — wenn sie sich nicht freiwillig dazu bekennen. Unsere Kinder schieben die Schuld und den Haß von sich, sie würden auch ohne uns ihr Glück erringen. Es ist ein selbstsüchtiges Geschlecht, das unter unseren Augen aufwächst. Ich, Justus Licht, suche für mich den Freund — für mich ganz allein.“

Die Lengebacher waren im Festjubiläum, sie hatten nur Augen für alles das, was mit ihrem Erntedankfest zusammenhing. So fiel es ihnen kaum auf, daß der Richter und der Notar zusammen durch die Ehrenpforte am Eingang der Stadt gingen. Und wenn es einem der Alten auffiel, die auf der Bank vor der Haustüre saßen, so hielten die sich auch nicht lange mit Nachdenken auf. Einmal hat jedes Ding ein Ende, auch Hader und Streit, das hatten sie in einem mühsamen Leben gelernt... Und hatte das Los nicht Fräulein Meida mit Herrn Wolfram zusammen geworfen.

Frau July Keith stand unter der offenen Haustüre und hielt Ausschau nach ihren Männern.

Das war noch niemals vorgekommen, daß man sie warten ließ, warten ließ mit jungen Rebhühnern in der Bratpfanne! Konnte sie ihren Augen trauen? Über den Markt kamen Keith und Licht — gemeinsam Seite an Seite.

Sie war sprachlos — sie wischte sich mit ihrem Tuch über die Augen, dann trat sie langsam in den Flur zurück — wirklich, die Männer kamen auf das Haus zu — Licht schritt neben Keith die drei Steinstufen hinauf, und nun traten sie gemeinsam über die Schwelle.

„Oh, ich mußte es ja,“ rief Frau July — „ich mußte es so genau: wie das Amen nach dem Vaterunser fällt, so sicher sehen rechtshaffene Leute ihren Irrtum ein! Willkommen, Justus — nun können wir feiern und danken — nach längerer Hungersnot.“ Und rasch und warm, wie sie war, unbesinnlich, wie das Gefühl sprach, schlang sie ihren Arm um Justus und küßte ihn auf beide Wangen. „Und die Kinder?“

„Wirst du nicht die sorgen! Die hätten auch ohne euch ein Ziel erreicht.“

„Und die alte Frau, meine Mutter?“

„Ja, deine Mutter! Aber gib acht! Sie wird zu sich selber kommen. Bislang war sie außer sich. Glaubt ihr, daß irgend ein Mensch der Liebe widerstehen kann? Oh, dann kenn ich die Welt nicht.“

Frau July Keith hatte recht, wenn sie meinte, man brauche sich um Wolfram und Meida nicht zu sorgen.

Sie hatten sich beim Schmücken des Altars getroffen, auf den der Erntekranz niedergelegt werden sollte.

Die Lengebacher Jugend tat es mit Eifer und Lust. Meida hatte die letzten Lilien neben das Kreuz gelegt und ließ sich nun geduldig darüber belehren, wie sie sich am andern Tage zu benehmen habe, wenn sie die wichtige Handlung der Kranzniederlegung ausführe.

Dann ging sie, gefolgt von Wolfram, über den Kirchhof, durch stille Straßen der Armut bis vors Tor.

„In zwei Tagen reise ich Meida. Wir haben in diesen Wochen, die ich in der Heimat verlebte, viel Bitternis kennen gelernt. Ich habe dir nicht gesagt, wie lieb du mir bist, und ich habe dich nicht gefragt, ob du an meine Seite treten kannst, trotzdem, was zwischen uns liegt — ich mußte ohne Worte, wie du denkst. Willst du auf mich warten? Ein ganzes langes Jahr? Darf ich dann die Gespielin meiner Kindertage als Gefährtin fürs Leben fordern?“

„Ich warte, bis du mir die Hand reichst und mich zu dir hinüberziehst.“

Sie stiegen Hand in Hand eine schmale steile Gasse hinauf. Die Hecke, mit der sie eingefast war, hatte schon buntes Laub. Kein Vogel sang ihnen ein Brautlied, es war ganz stille ringsum, nur das dürre Laub rauschte zu ihren Füßen. Aber die Abendsonne schien golden auf das Stoppelfeld, das am Ausgang der Gasse lag, und an seinem Saum blühten blaue Wegwarten und Rittersporn.

Zwei Glückliche schritten auf dem Weg am Feld entlang, sahen nach dem goldenen Himmelstor und glaubten an den Sieg der Liebe. Als sie nach einer Stunde über den Markt gingen, um sich am Brunnen zu trennen, kamen aus dem Richter-Haus zwei Männer auf sie zu, und als sie denen folgten, erfuhren sie, in Frau Richters Zimmer angelangt, daß es nicht nötig sei, noch ein Jahr zu warten. Die Hebe auf dem blauen Ofen in Frau Keiths Zimmer war gerade vom letzten Strahl der Abendsonne überflutet, als Wolfram Meida in die Arme nahm und küßte.

„Ich hatte recht in allen Dingen!“ rief Frau July und reichte ihre Hände den versöhnten Freunden... Und Frau Licht im Siebenberghaus?

Auch sie ist von der Liebe besiegt worden. Als Meida mit ihrem ersten Sohn auf dem Arm vor sie hintrat, schmolz ihr harter Sinn. Wenn dann die Lengebacher Kinder das alte Liedchen von der goldenen Brücke, die zerbrochen ging, sangen, wendete sie den Kopf nicht mehr zurück. Dann sprach sie wohl leise die alten Reime nach: „wer stellt sich in den Riß hinein — der soll gesegnet sein...“

— Ende. —

Gedichte

von Theodor Schulz-Dresden.

Getroft!

Oh auch die Wolken eilen
Daher im Sturmes-Chor:
Getroft, doch bricht zuweilen
Ein Sonnenstrahl hervor!

Und ob es in mir dunkelt
Und jede Hoffnung fern:
Getroft, zuweilen funkelt
Auch dir ein Liebes-Stern!

Herbstmorgen.

Hell über mir des Himmels Blau,
Die Berge fern im Nebelgrau,
Tauglitzern die Wiesen weit, wie weit
In wonnig-wogender Herrlichkeit.

O wär's wie einst, wie damals doch,
Als du mir gingst zur Seite noch!
Vor meinem Blick die ferne Zeit,
Wie diese Morgen-Herrlichkeit.

Einsam.

Brütend liegt die Sommer-Sonne
Auf den weiten Stoppelfeldern,
Die, umsäumt von Föhrenwäldern,
Die Natur wie eine Kanne

Einsam lassen mir erscheinen,
Einsam! Herz, ich hör' dein Schlagen.
Willst du mir die Antwort sagen
Auf mein stilles, stummes Weinen?

Und nächstes Jahr geht's in die Berge.

Novelle von Marie Diers.

(Schluß aus Nr. 40, S. 565.)

Nachdruck verboten.

„Ich habe schon gedacht,“ fing Lisbeth schüchtern an „ob wir nicht Traugott und Klärchen mit einweihen. Sie kriegen es sonst doch heraus, Klärchen ist so schrecklich schlau. Aber wenn sie nun Mutter beim Buttereinkneten hilft und wir für sie einen Groschen bekommen...“

„Donner und Donner!“ rief sie, „den Mund zuzuhalten ist wahrhaftig schwer, wenn sie von uns allen Fris? Ich verzeihe dir, Klärchen, die Ruhe, die Vater...“

„Na, wenn nur...“ machte Fris wenig hoffnungsvoll. Zu Weihnachten zeigte die Mutter diesmal ein Gesicht, das ein wenig enttäuscht erschien. Die Geschenke von den Kindern waren so merkwürdig gering ausgefallen, und sie, um die Wahrheit zu sagen, hatte sich im stillen schon auf Wunderdinge vorbereitet, denn es war ja ein Raunen und eine sonderbare Geschäftigkeit und Heimlicherei vorangegangen wie noch nie. Auf Klärchens Geschenke besonders hatte sie wahre Schlösser gebaut, denn die mit ihrem wöchentlichen Groschen tat unbeschreiblich wichtig und geheimnisvoll. Aber siehe da: ein gesticktes Waschlappchen für sie, ein Flickdeckchen aus Restern für den Vater — das war alles. Sie kramte immer verstohlen noch herum, suchte unterm Tisch, unterm Tisch — nichts. Und die Gaben der Großen waren um kein Haar prachtvoller.

Ja — was war das nur gewesen mit den Kindern! Sie war so beunruhigt und gequält, daß ihr die ganze Weihnachtsstimmung verloren ging. Den ganzen Abend konnte sie nichts tun, als sich den Kopf zerbrehen. Aber die Kinder taten nicht im geringsten beschämt, im Gegenteil, sie waren ausgelassener als je.

Es hatte ihr und ihrem Manne auch nicht so recht gefallen, daß die beiden Großen sich Geld gewünscht hatten. Direkt: Geld. Das war noch nie vorgekommen, es war so unkindlich und krämerhaft. Freilich, Gotthold tröstete sie dann: heranwachsende Jungen machen sich auch gern mal ihren eignen Spaß. Es war am Ende nicht so schlimm. Aber die Söhne bekamen zu ihrem Zehnmarkstück doch von beiden elterlichen Seiten eine ernsthafte Ermahnung mit. Es sah aber heute irgend ein toller Teufel in ihnen, sogar der Fris konnte sich dabei kaum das Lachen verbeißen. Die Mutter nahm ihre ersten Sorgen mit ins Bett.

Ach ja, wenn Kinder groß werden! In der Zeit bis Ostern hatten sie beide geheime Angst, ihre Söhne könnten irgend etwas Schreckliches veranstalten. Sie wartete förmlich auf eine Hiobsbotschaft und sah oft Tag für Tag dem Postboten gespannt in die Tasche. Aber es passierte nichts. Einige Male fuhren sie abwechselnd zur Stadt, um die gefürchtete Untat noch beizeiten abzufassen, aber immer schien alles ruhig und in gewohnter Ordnung. Da verlor sich allmählich das Angstgefühl.

Am Sonnabend vor Palmsonntag regnete es in Strömen. Diesmal holte niemand die Jungen ab, es war zu viel zu tun. Aber die Mutter stand in ihrer großen Küchenbackschürze in der Haustür und merkte gar nicht, daß sie vom Regen schon ganz durchnäßt war. Als die Jungen vom Wagen herunter waren, zog sie sie fest an die Seite: „Habt

ihr auch nicht vergessen, daß übermorgen Vaters Geburtstag ist? Habt ihr auch etwas für ihn?“

Seit Weihnachten hatte sie kein großes Zutrauen mehr zu der Rücksicht ihrer Herren Söhne. „Ja, ja, wir haben schon etwas,“ sagten sie leicht hin. Sie senkte. Das würde auch wieder was Rechtes sein. Ach, der gute Gotthold! er tat ihr ordentlich leid. Wenn Hans ihm doch etwas gemalt hätte! Aber die Jungen sahen so schrecklich gleichgültig aus, da steckte natürlich wieder irgend ein sinnloser Fieselsatz dahinter, eilig und interesselos in letzter Minute gekauft.

O, dieser fürchterliche Palmsonntag! Den vergaßen die Kinder ihr Lebtage nicht. Er wollte und wollte ja nicht von der Stelle rücken! Nun die Predigt, die Einsegnung der Dorfkonfirmanden, man hörte kein Wort davon. Man zwinkerte sich an, man rutschte hin und her, die großen Jungen sahen nach der Uhr. Mutter hete erschöpft ihre Kraft in leisen Fußritten und tief vorwurfsvollen Blicken. Sie war nahe am Weinen. Nun auch das noch! Schon das Stillstehen in der Kirche hatten die Söhne verlernt! und die Kleinen steckten sie ihr auch noch an. Was war das für ein Geruchs- und Gewackel und Segede!

Sie fühlte sich so elend, als sie aus der Kirche kam, daß sie sich ein Weichen hinlegen mußte. Aber Gotthold sagte sie nichts von ihrer Not.

Der Nachmittag! Es regnete, es goß. Man konnte sitzen und der Uhr zugucken. Das war eine interessante Beschäftigung. Sich überhaupt auszurechnen, wie weit es noch hin war bis zum Abend, konnte einen direkt wahnstinnig machen. Nie hatte man gewußt, daß ein Tag so viele Minuten hat!

Der Vater kam und wollte seinen Kindern zu Gefallen Glocke und Hammer mit ihnen spielen. Keines war aufgelegt. Er unterhielt sich mit ihnen, kriegte keine einzige ordentliche Antwort heraus. „Was ist denn nur heute los mit euch?“ Also jetzt merkte er es auch schon. Die Mutter saß daneben und fieberte beinahe.

Ein Wunder von alledem war nur, daß sie sich nicht zankten. Nicht im mindesten. Selbst Traugöttchen war sanft wie ein Lamm. Aber merkwürdig, eins wie das andere: verbissen, verschlossen, unmäßig gelangweilt.

Lieber Gott, soll das jetzt die ganzen Ferien so fortgehen? dachte Frau Hete verzweifelt. Wenn sie nur Vaters Geburtstag nicht verderben! Morgen, wenn's nicht besser ist, rede ich ernstlich mit Fris.

— Endlich, endlich, der neue Tag ist da!

„Hast du heut nacht geschlafen?“

„Ich erst seit eins.“

„Ich hab's noch drei schlagen hören.“

„Wache schon seit vier.“

„Was ist das Äuvert? Schnell, schnell! Klärchen, hast du...“

„O Gott, o Gott, ich halt's nicht aus! Ich werde verrückt, wenn's nicht schnell geht. Wenn man nur mal rausbrüllen könnte!“

„Still doch, Hans! Du verdirbst noch alles. Horch, ruft da nicht Mutter?“

„Kinder, wo seid ihr denn? Gebt mir doch schnell eure Geschenke, daß ich sie aufbaue.“

„Wir — wir — haben — wir haben nur — eins. Laß uns doch mit rein, Mutter, daß wir es selber geben.“

„Ihr alle nur eins? Ach Kinder, was wird das wieder für ein Unsinn sein! Wo habt ihr es denn versteckt?“

„Fris — er hat's in der Tasche.“

„Herrgott, in der Tasche?“

Sie blickt ihn unaussprechlich mißtrauisch an. Die Tasche sieht auch nicht ein bißchen geichwollen aus. „Ach Kinder, ihr hättet auch wohl eher an euren guten Vater denken können. Na, nun kommt herein.“

Die Feststube. Ein großer Kuchen auf dem Tisch, Lichter, Blumen, eine warme Foppe, vom Wirtschaftsgelde abgespart. Der Mutter sind Augen und Stimme schwer. Ach, man kann ja den Kindern Liebe und ein bißchen Aufmerksamkeit nicht befehlen, das muß von selber kommen, wenn es etwas wert ist. Aber es ist wohl immer so, daß dies nur der Eltern Teil ist. Jugend ist gedankenlos. Nun, sie muß eben doppelte Liebe einsetzen, um dem Gotthold darüber fortzuhelfen.

„Stellt euch an die Seite, ich hole ihn selbst.“ Sonst hat ihn eins der Kleinsten holen dürfen, heute meint sie, es könnte gar nicht genug Liebe ihn hereingeleiten, damit er nicht merkt, was etwa fehlt. Die Kinder zittern. Dem Hans schlagen so laut die Zähne zusammen, daß man es durch die ganze Stube hört. Da ist der Vater.

Er lächelt. Seine Frau hat ihm etwas zugestüstert von Kindern, die nun einmal keine Gedanken haben, und daß er Geduld haben möge, und was ihrem liebebeissen Herzen gerade einfiel. Er drückt ihr gerührt die Hand. Was sie sich nur für Sorgen macht! O dieser schöne Anblick, die Lichter und Blumen und der Kranz seiner Kinder! „Na, ihr Leute, baut euch nur selber auf, das ist das Beste!“

Er lacht noch immer, während seine Frau ihm die Foppe zeigt. Dann wendet sie sich um und sagt mit ihrer heute so seltsam schweren Stimme: „Nun also, Kinder, euer Geschenk.“

Fris tritt vor. Er zieht ein schmales, grünliches Äuvert heraus. So rot ist er wie ein Krebs und wird immer röter, als er anfängt, zu sprechen. „Lieber Vater, nimm an als kleinen Beweis unserer — unserer Liebe, was — was — mir —“

Aus ist's mit der schönen Rede. Er schnappt noch ein paarmal, er kämpft wie ein Verzweifelter, dann plötzlich stößt er förmlich dem Vater das Kuvert in die Hand, bricht in lautes Heulen aus, und hinter ihm in vierfacher Echo setzt dasselbe schauerliche Konzert ein.

„Kinder, Kinder, was ist passiert?“ schreit erbleichend die Mutter.

„Na nu, Kinder!! Seid ihr denn alle nicht bei Trost? Was gebt ihr mir denn da? Einen Brief? Ein Sündenbekenntnis?“

Halb lachend, halb beunruhigt öffnet er das Kuvert. Da bleibt ihm das Lachen auf den Lippen stehen. Zwei — ja wahrhaftig: zwei blaue Scheine. Zweihundert Mark — wie kommen die Kinder zu der Summe —?

Da plötzlich bricht es aus der Schar heraus, es sind Hans und Klärchen, die aus einem Munde schmetternd gellen: „Für die Berge, Vater, Vater, für die Berge!“

Und im nächsten Moment stürzte es wie eine Woge heran, Stühle flogen krachend um, die Mutter rettete sich mit einem Aufschrei — lachend, schreiend, heulend, jubelnd hingen sie ihm vorne, hinten, am Halse, am Rücken, an den Armen:

„Vater, wir schenken's dir, wir haben es für dich gespart und verdient. Vater, nun, nun gehst du in die Berge —!“

Der Sturm ist vorübergebraust. Jetzt sitzen sie alle, ganz erschöpft von der rasenden Spannung und der großen Aufregung herum. Der Vater lehnt wie halbbetäubt im Sofa, das grünliche Kuvert fest in der Hand. Die Mutter sitzt neben ihm, weint und kann sich nicht fassen. Sie hat alle Kinder nach der Reihe abgeküßt. „D, o, und ich dachte — ach, daß ihr so seid — ach, ihr habt gehungert und gedarbt. D, Kinder, Kinder, wie glücklich macht ihr mich.“

Er, der Gotthold, hat fast nichts gesagt. Er ist wieder einmal auf dem Punkt, wo er nichts sprechen kann. Nur endlich, als alles längst erzählt und erklärt und still geworden und wieder laut geworden und zum andernmal verstummt ist, da bringt er die Zähne auseinander und sagt:

„Dies war mehr — mehr — dies ist noch größer als die Berge selbst.“

Und dann stürzen ihm die hellen Tränen aus den Augen.

Der Mai war gekommen. Hans sang überlaut auf der Stiege und wo er gerade ging und stand:

„Nun bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu har!“

Und Frau Doktor Hacke kniff heute dazu beide Augen zu, aber nicht aus verdrießlicher Abwehr. Seit sich die „Reise“ der beiden Schmittsjungen ihr in der wahren Gestalt enthüllt hatte, hatte sie alle Mühe, ihre wohlüberlegte Würdenstrenge nur einigermaßen festzuhalten. Ach Gott, es gibt doch noch Saft und Kraft in unseren deutschen Jungen!

„Morgen reist unser Vater in die Berge!“ verkündete heute der Hans zum dreizehnten Male, und alle Leute hielten sich schon die Ohren zu, weil sie es nicht mehr hören konnten. Zu arbeiten war ihm heute unmöglich, obgleich Fritz ihm bewies, daß, wenn dies Vater wüßte, es ihm seine Reise nicht erleichtern, sondern — usw.

Jetzt stopfte Hans sich seinerseits die Ohren zu und piff mit ein paar falschen Tönen dazwischen:

„Nun bleibe, wer Lust hat —“

„Fritz und Hans, kommt doch einmal ins Wohnzimmer“, sagte Frau Doktor Hacke in der Tür. Ihre Stimme hatte einen eigentümlichen Klang.

Als die beiden im Korridor standen, sah sie sie unaussprechlich bewegt an, drückte ihnen die Hände und sagte: „Ihr seid so ein paar starke Jungen. Haltet euch nun auch brav. Stellt euch nicht etwa dumm und frech an, weil das Geld von euch kommt. Seid recht vernünftig, damit euer Vater eine Stütze an euch hat.“

Damit schob sie sie ins Wohnzimmer hinein und machte die Türe hinter ihnen zu.

Da stand der Vater.

Er kam rasch auf sie zu, faßte sie beide an die Schultern und sah sie durchdringend mit seinen beiden blauen Augen an, in denen Todesernst, aber auch Mut und Stärke war.

„Jungens, Mutter ist krank. Schon sehr lange, aber ich bin so dumm, ich merke so was nie. Gott gebe: es ist noch nicht zu spät. Sie muß gleich fort. Liebe Jungens, ich muß euer Geld nehmen. Die Freude, die ihr mir gemacht habt, die war ja so groß, als wäre ich in den Bergen gewesen. Ganz so groß, ihr Jungens. Nun helfst ihr unserer Mutter! Ich habe so großes Vertrauen, gerade auf dies Geld. Ich denke immer, es müssen besondere Segenskräfte drin stecken. Nicht? Beinahe zum Lachen ist's. Was du fennst, Bengel, Hans? Das laß nur sein, schwach dürfen wir nicht werden. Jetzt heißt's: feststehen und den Mut nicht sinken lassen. Wir haben ihn alle nötig genug!“

Als Hans an diesem Abend noch immer wie vor den Kopf geschlagen zu Bett ging, formte sich ihm unwillkürlich in alter Gewohnheit der Mund zum Pfeifen:

„Nun bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen —“

Jählings brach er ab, stürzte vornüber auf sein Bett und verbarg sein junges, heißes, schmerzgedröhntes Gesicht im Kissen.

Frau Hete war sehr lange fort, es kamen die widersprechendsten Nachrichten. Durch heiße Herzensangst, Hoffnung, Enttäuschung, neue Hoffnung wurden die Angehörigen gejagt. Endlich kam der wundervolle Tag, an dem die Botenschaft eintraf, sie sei genesen. Ihre Wiederkehr wurde zu einem Jubelfest ohnegleichen. Die Dorfleute hatten beim Girlandenbinden geholfen, das Hofstod, die Haustür, die Zimentüren waren bekränzt. Ihre Jungen hatten für den Tag frei bekommen und waren zu Haus. Sie war noch sehr zart und bleich und ging auf Krücken, aber sie war doch wieder da!

Pastor Gotthold hatte seinen Traum begraben, nun doch noch in die Berge zu kommen. Aber auch die heimliche Unruhe, das Nageln der Sehnsucht war fort — so fort, als sei es ihm gestillt.

Es war auch gestillt an jenem lichterleuchtenden Vormittag, als er Größeres hatte schauen dürfen, als selbst die ewigen Berge sind: die Liebe seiner Kinder, den Mut, die Kraft und den stolzen, frischen Willen junger Herzen.



Angelika Kauffmann. (Hierzu Text Seite 597.)
Nach ihrem Selbstbildnis in den Offizien zu Florenz.

Er stand da und blickte fast verwirrt um sich. Er hatte ja nicht einmal gewußt, wie reich er war! Ging hin und hing sich an ferne Träume, während hier, hier, so nah, zum Greifen dicht bei ihm sein wirkliches Leben in hellen Strömen ging!

Er hatte jetzt einen großen Argwohn: gewiß fingen die Kinder ihr tolles Spiel noch einmal an. Es war ihnen wohl zuzutrauen, gut gefallen hatte es ihnen jedenfalls das erste Mal.

Aber da kam er dazwischen. Zum zweitenmal sollten die Jungens sich nicht abmühen, abhingern, und die kleine Lise sich nicht die Bleichsucht in der Nacht heranzuföhren. Er fand auch wahrhaftig die Anfangsfäden zu einem neuen Komplott schon auf. Die zerstörte er ihnen gewalttätig und entzweite sich darüber ernstlich mit ihnen. Aber er ertrug diese Entzweiung mit leidlicher Ruhe.

„Ich bin auf den höchsten Bergen gewesen“, erklärte er, „was wollt ihr denn noch, ihr Narren?“

Als aber die Zeit kam, daß die Geschwister sich trennten, Fritz auf die Universität ging und Hans auf die Malerakademie, wozu schon Geld genug vorräthig war, sahen sich die Fünf untereinander vielsagend mit ihren leuchtenden jungen Augen an.

„Jetzt wird's noch eine Weile klogig schwer halten. Aber vergessen soll's keiner von uns, und Vater kommt doch noch in die Berge.“

Und Traugott, der jetzt das Vermächtnis der Brüder

angetreten hatte: die Doktorin Hacke in derselben Minute zum Argern, Schelten und innerlichen Lachen zu bringen, schob die flotte rote Mütze fest aufs linke Ohr, machte ein Gesicht wie ein Kommerzienrat und sagte:

„Ich —! ich habe schon drei Mark fünfundsiebzig Pfennige Guthaben für Pappaschen bei Maritz. Ich lasse es aber stehen, auf Zinsen. Das soll der Grundstock sein.“

Die Familie war auseinander gestreut, hier einer, dort einer. Als an Elisabeths Hochzeitstage die letzte Gäste und die zu Besuch gekommenen Kinder fortgefahren waren, saßen die beiden alten Leute miteinander in dem eeren Hause, das nun wieder so still geworden war wie an ersten Tage. In ihrer beider Haar hatte es geschneit, ab: Frau Hete war ihrem Mann voraus: sie war noch weißer als er.

Unterdessen arbeiteten die Pfarrhofskinder aus Mail da draußen wie eine junge Maulwurfsbrut. Briefe gingen hin und her: Wieviel hast du zusammen? Wieviel du? Diesmal mußte es schon mehr sein, er sollte seine Bequemlichkeit haben, der alte Vater, und seine auskömmliche Zeit dazu.

Aber als es wieder einmal beisammen war — da er fand es sich, daß es nun nicht mehr nötig war. Jetzt hatte er ja am Ende selber so viel, um reisen zu können. Er hatte keine großen Ausgaben mehr, wäre gut, gut gegangen. Aber — jetzt wollt er nicht mehr. Als die Briefe einliefen, diese triumphierenden, stürmischen, herrischen Briefe seiner Kinder, ging er zu seiner Frau, strich ihr ungeschickt wie je und je über ihr weißes Haar, lachte sie verstimmt an und sagte:

„Du, die wollen, ich soll reise. Dich allein im großen leeren Haus lassen, meine kleine Hete. Sind sie nicht ganz dumm geworden?“

Da aber hätte man die kleine Hete sehen sollen! Ihr Lebtag hatte dies jahte Wesen auch im ärgsten Zorn nicht mit den Zähnen gestampft. Jetzt tat sie's! Jener sprühte sie, helles Gift spritzte sie aus auf ihren Mann. Das wäre das Rechte! Das wäre der Dank für die armen Kinder, die sich so abgemüht hätten! Warum in aller Welt sie wohl nicht allein bleiben könnte! Was er sich einbildet, daß sie sei! So eine hilflose Puppe wohl, die um er sie einmal einen Augenblick losließe.

Lange, lange kam er, der blühte, gar nicht zu Wort.

Als sie endlich atemlos war, sah sie seinen Gesichtsausdruck. Der war so unschuldig und zugleich so listig, daß ihr jählings klar wurde, woher sein Sohn Hans diesen Blick hatte, der ehrliche Leute halbverrückt machen konnte.

„Sei doch nur endlich still, Hete, ich meinte es ja gerade umgekehrt.“

„Umgekehrt?“

„Ja. Ich — ich bin nämlich die hilflose Puppe. Ich ohne dich. Wie stellst du dir das vor, daß ich eine Freude haben soll, an der meine kleine Hete keine Freude teilnimmt!“

Sie verstummte plötzlich, lag nieder auf ihre armen, schwachen Füße, die immer noch nicht recht das Gehen wieder gelernt hatten, und fragte, ganz aus ihrer Furienrolle in ihre alte, bange Jaghaftigkeit zurückfallend: „Soll ich mit dir gehen, Gotthold?“

„Nun, das wollen wir uns noch ein paar Jährchen überlegen“, tröstete er.

„Und nächstes Jahr geht's in die Berge!“ Die alte Melodie, die leise und bang, schwer und dunkel, aufzitternd und am Ende schmerzlos erlöschend dies alte liebe Haus durchzogen hatte, siehe da: sie setzte plötzlich wieder ein, aber so voll und stark in Jubelakkorden wie Orgelton am Pfingstmorgen. Erbebend, Hand in Hand, mit-

standen die beiden alten weißhaarigen Leute. Es sollte nun doch in Erfüllung gehen! Anders, als sie einst gedacht hatten, stiller, ihren weißen Haaren entsprechend, aber es dünkte ihnen: reiner, verklärter, als je ihre Träume gewesen waren.

Die jungen Maulwürfe hatten sich nicht verblüffen lassen. Und wenn schon die anderen — Hans, der Maler, blieb immer vornedran, kehrte sich nicht an Ob und Wenn und väterliche Briefe. Hinter Zürich baute er am Walensee ein kleines Häuschen für seine alten Eltern. Dort sollten sie beide angesichts der Schneeberge still und miteinander ihre letzten Jahre verbringen und in großem Frieden sterben.

Es war wieder ein lichterleuchtender Vormittag am 21. März, der letzte im alten Haus. Die Kinder hatten sich alle aus Häuslichkeit und Beruf freigemacht und standen um den Küchen- und Blumentisch wie einst, als die Mutter anfangs so unzufrieden mit ihnen gewesen war. Nur: gewachsen und vermehrt war die junge Schar, blonde Entelköpfe tauchten dazwischen auf.

Leise küsterten die Lichter. In der Mitte des Tisches, umkränzt von den ersten Kindern des Frühlings stand ein leuchtendes Bild, Hansens Werk. Es war die neue Heimat, die da heraus grüßte. Die Schneeberge im Abendglühn und unten im Dämmern ein Hüttchen, jenes kleine, bescheidene Hüttchen, reich wie nur je ein Königspalast, das seines Königs und seiner Königin wartete.

— Ende. —

S o m o d e r n !

Von Gotthard Kurland.

Nachdruck verboten.

„Nun?“ fragte die junge Frau ihren Mann, als sie die Boregartentür hinter sich geschlossen hatten und einige Schritte gegangen waren. „Hab' ich recht?“

„Ja, das hast du,“ antwortete der Gemahl. „Die Sache ist sonnenklar, Arenburg ist sterblich in sie verliebt.“

„Nun, er wird nicht dran sterben,“ sagte sie. „Er ist ein Mann, und für Männer ist die Liebe bekanntlich nur...“

„Na, was denn nur?“

„Nur eine Episode, ist die allgemeine Ansicht. Während sie für die Frau...“

„Für die Frau...?“ fragte er, als sie nicht weitersprach.

„Ein und alles ist,“ beendete sie. „Nach allgemeiner Ansicht.“

„Auf diese allgemeine Ansicht pfeif' ich,“ erklärte er. „Die ist Unsinn.“

„Ist sie auch,“ stimmte sie zu.

„Es kommt auch da ganz auf die einzelnen Individuen an. Wie bei den meisten Dingen.“

„Natürlich,“ nickte Frau Kersting.

Tettau, mit Frau Kersting den Herren vorangehend, „Sie sind eigentlich noch nicht entbehrlich. 's Tanzen war noch flott im Gang. Gerade als wir aus der Garderobe herauskamen, fing die zweite Quadrille an.“

„Ich habe auch Dienst früh, wenn die Hähne kräh'n, gnädige Frau,“ war die Erwiderung. „Mein Junge macht kaum die Augen auf früh um sechs, da kommandiert er das ganze Haus aus den Federn heraus. Und wir gehorchen alle aufs Wort.“

„Brillant!“ freute sich der Oberstleutnant. „Scheint ja kleines Genie für den Exerzierplatz zu sein. Den wird Majestät brauchen können.“

„Schneidiges Organ ist wenigstens vorhanden,“ sagte der junge Vater stolz. „Dringt durch die dicksten Wände durch.“

„Kann ich wahrheitsgemäß bestätigen.“ Frau Kersting lachte, sich zu den Herren zurückwendend, über die Schulter hinüber.

Die Herren waren bald bei einem Thema, das heute abend viel diskutiert worden war.

„Sagen Sie, gnädige Frau,“ bemerkte jetzt Frau von Tettau, „wie wundervoll sah wieder Frau von Bodenhausen aus! Sie mag sein, wo sie will — sie hat nicht ihresgleichen. Wirklich exquisit, dieser Geschmack!“

Frau Kersting konnte nicht anders als zustimmen. „Schade!“ sagte sie dann.

„Was denn?“ fragte Frau von Tettau.

„Daß diese Anbetung so zwecklos ist. Frau von Bodenhausen ist allerdings schön, sehr schön, und berührend liebenswürdig, und interessant — faszinierend, behaupten manche geradezu. Aber lieber Gott, was hilft das alles — sie ist verheiratet.“ Frau Kersting sagte das so, als wollte sie sagen „sie ist so gut wie lebendig begraben“.

Frau von Tettau blieb einen Moment stehen, sah die junge Frau an und konstatierte auch ihrerseits: „Ja, sie ist verheiratet.“ Aber das klang so, als wollte sie sagen: „Nun, was macht das?“

„Und sie ist eine tadellose Gattin,“ fügte Frau Kersting ihren vorigen Worten hinzu.

Darauf äußerte Frau von Tettau gar nichts mehr. Sie dachte nur: „Diese gute Frau Kersting! In was für einer Welt lebt die eigentlich?“

„Nun, wenn man noch so jung ist!“ fast ein wenig mitleidig dachte sie's.

Auf die Quadrille war noch ein Walzer gefolgt — ein Walzer mit immer neuen Wiederholungen, ein „end-



Abschied. Von A. Dieffenbacher.

„Denn das muß jeder selber am besten wissen,“ fuhr ihr Mann fort, „wie sein Herz beschaffen ist, ob es normal ist oder reichlich groß oder reichlich klein oder gänzlich zusammengeschrumpft.“

„'s geht ja andere Leute eigentlich auch nichts an,“ setzte er nach einer Weile hinzu.

„Na ja, das heißt,“ wandte seine Frau ein, „in manchen Fällen tut's das eigentlich doch. Wenn zum Beispiel — nimm mal den Fall — wenn diese Frau von Bodenhausen von dieser permanenten Anbetung schließlich derartig gerührt würde, daß sie...“

„Still,“ sagte jetzt leise Kersting, „da kommen Tettaus hinter uns. Sind schon ganz nahe. Ich erkenn's an seinem forschen Schritt.“

„Ah, meine Herrschaften,“ hörten beide sich auch schon im nächsten Moment anrufen, „warum denn diese Eile?“

Regierungsrat Kersting und seine Frau blieben stehen und wandten sich den hinter ihnen Kommenden zu. „Sie sind auch schon gegangen?“ fragte Kersting.

„Versteht sich,“ erwiderte Oberstleutnant von Tettau. „Wir bleiben nie mehr länger als bis zwölf in den Gesellschaften, haben wir uns zum festen Prinzip gemacht. Das hol' der Kuckuck, Nacht für Nacht erst zu Bett zu kommen, wenn die Bäckerjungen schon wieder aufstehen. Wo man doch früh, wenn die Hähne kräh'n, wieder zum Dienst muß. Nee, das ist nichts mehr für unsere Jahre. Da haben wir 'n dicken, resoluten Strich druntergemacht. Das geht mal nicht anders.“

„Aber Sie, meine gnädige Frau,“ sagte Frau von

„Ja gewiß.“ Frau Kersting war nicht ganz bei der Sache, mit halbem Ohr hörte sie auf die Unterhaltung der Herren hinter ihrem Rücken. „Das wird meine Frau uns sagen können,“ erklärte soeben ihr Mann.

„Du, Toni,“ fragte er, „wie alt ist doch Arenburg, sag mal?“

„Neunundzwanzig,“ antwortete Frau Kersting. „Vor drei Jahren, als er beim Landgericht in Breslau war, war er sechsundzwanzig.“

„Stimmt,“ bekräftigte ihr Mann. „Ja, so ungefähr achtundzwanzig, neunundzwanzig mußte er sein, nach meiner Taxierung.“

„Haben da offenbar diese Geschichte mit den beiden vor,“ dachte Frau Kersting. Schade, daß sie sich da nicht beteiligen konnte! Oder wenigstens genau hören, ganz genau! Das wäre ihr viel amüsanter gewesen, als dies Gespräch über die Toiletten, die sie soeben gesehen hatten.

„Übrigens — haben Sie bemerkt,“ fragte jetzt Frau von Tettau gedämpft, „mit welcher anbetenden Bewunderung Arenburg die schöne Bodenhausen ansah, als er mit ihr sprach?“

„Nicht wahr?“ entgegnete Frau Kersting, nun ganz in ihrem Element. „Ja, das ist gar nicht zu verkennen, daß der Feuer und Flamme ist.“

„Feuer und Flamme, ja,“ wiederholte die andere. „Sehr unterdrücktes Feuer allerdings, sehr energisch niedergehaltene Flamme,“ fügte sie „geistvoll“ hinzu, „aber doch immerhin... ganz unzweifelhaft: höchste Fieber-temperatur.“

loser“ Walzer — und dann war Schluß gemacht. Dann waren die Tanzenden aus dem Ballsaal ausgeschwärmt, nach allen Seiten hin, hatten alle Neberräume mit dem fröhlichen Leben glücklicher Jugend erfüllt, mit Plaudern, mit Lachen, mit Flirt und Kokettieren — wenigstens mit so viel Flirt und Kokettieren, wie für *comme il faut* gehalten wird. Die Diener sperren im Ballsaal alle Fenster auf, reichen den Kaffee umher. Überall etablierten sich zwanglos kleine Gruppen; es war wie ein munteres Bivakieren mit seinen Zufälligkeiten, dieses letzte Zusammensein vor dem allgemeinen Ausbruch.

In dem kleinsten der Zimmer, das aussah, als wenn es nur aus den lauschigen Winkeln seiner vier Wände bestände, war es am hübschesten. Die Herrin des Hauses hatte aus diesem Stückchen Raum ein kleines Meisterwerk geschaffen. „Das ist reizend!“ pflegten die Besucher zu sagen, wenn sie zum erstenmal in dies Boudoir kamen, das gar nichts aufwies von dem landläufigen Geschmack der meisten Boudoirs, dafür aber eine wahrhaft wohlthuende Zusammenstimmung aller Farben und Formen, eine verständnisvolle Einordnung aller Details in den Rahmen des Ganzen.

Heute war dies mollige Eckchen Welt aber noch besonders „reizend“, denn es war verschwenderisch mit Blumen geschmückt. Nicht in der ebenfalls landläufigen Weise, wo man diese holdesten Geschenke der Sonne über und neben einander packt wie Gemüse auf einem Wochenmarkt, sondern in einem Anschmiegen, einem Ergänzen, in einer durchdachten Verteilung feiner, köstlicher, leuchtender Effekte.

Als wäre sie extra hineinkomponiert in dies Milieu, so lehnte nachlässig, etwas ermüdet, die schöne Frau von Bodenhausen in einem der Fauteuils am Kamin. Sie ließ sich mit ruhiger Liebesswürdigkeit von ihrem Partner, dem jungen Regierungsassessor Arenburg unterhalten, der auf einem Sessel ihr gegenüber saß. Drei ältere Herren hatten die Plätze in der tiefen Fensternische mit Beschlag belegt; sonst war niemand da, nachdem zwei junge Damen, die sich mit ihrem Mokka hierher geflüchtet hatten, um sich ungestört die Erlebnisse des heutigen Abends anvertrauen zu können, von einer Deputation himmelhoch gebeten worden waren, die „riesig fidele Clique nebenan“ gütigst nicht durch ihr Fernbleiben in schwärzeste Schwermut stürzen zu wollen, und die dann diesem Appell an ihre Herzensgüte nicht hatten widerstehen können.

Die Gruppe in der Fensternische sprach lebhaft und laut — und nur von Politik; die Gruppe am Kamin sprach verhalten und leise — und keine Silbe von Politik. Frau von Bodenhausen und Assessor Arenburg sprachen eigentlich nur, was man in Gesellschaften zu sprechen pflegt; aber hier und da klang jenes berühmte Allerveltsthema an, dessen Variationen man rund um den Erdball hört, das nicht nur die Lippen verhandeln, sondern auch die Augen, manchmal sogar, wie zum Beispiel hier, die Augen ganz allein.

Es hätte sich zwar niemand die Freiheit nehmen dürfen, Frau von Bodenhausen von Liebe zu reden, ausgenommen natürlich ihr Gatte, der sich vor fünf Jahren die kirchliche und standesamtliche Erlaubnis hierzu verschafft hatte. Denn tatsächlich war diese schöne, elegante Frau, wie zu dieser selben Zeit draußen in der Winterfeldtstraße Frau von Tettau der Frau Regierungsrat Kersting erklärte, eine tadellose Gattin. Aber wenn man eine schöne, eine sehr schöne Frau ist, so wird man summe und doch so beredte Guldigungen nach und nach gewöhnt, und man kassiert sie ein wie einen rechtmäßigen Tribut. Man nimmt die Sache gewissermaßen sachlich, wenigstens so lange, wie dieser Tribut ordnungsmäßig geleistet wird; wird er aus unbekanntem Gründen einmal verweigert, so ist man allerdings persönlich tödlich beleidigt.

Sowenig aber Frau von Bodenhausen anderen Freiheiten gestatte, so wenig gestattete sie sich selbst welche. Niemand durfte sie in ihrer Intimität nachsagen, niemand eines ihrer Geheimnisse denunzieren können. Auch „mit der Hand“, wie man in solchen Fällen bekanntlich zu sagen pflegt, ist. Und mit diesem ihrem Vorrecht, die Ruhe ihres guten Gewissens durch die ständige Anbetung dieses jungen Mannes zu genießen, wie die natürlichste Sache von der Welt, dachte sie, so wie alle anderen Frauen, die Grund unter ihren Füßen haben, es ist so angenehm, ein hübsches Gesicht zu haben; einen

erartigen unbesorgenen Verkehr wird man doch natürlich einer Frau verargen können, dachte sie, die da weiß, was sie sich selber schuldig ist. Sich selber und natürlich auch dem Manne, dessen Namen sie trägt. Ganz gleich, ob es sich um eine Konvenienzehe handelt, wie die ihre, oder um eine aus Liebe geschlossene Ehe, die im Laufe der Jahre abgekühlt ist.

Frau von Bodenhausen und Assessor Arenburg waren soeben in einer lebhaften Erörterung. Frau von Bodenhausens Platz war der Fensternische sowohl wie der Tür halb abgewandt; so hatte sie nicht bemerkt, daß die drei Herren das Zimmer verlassen hatten, und daß sie und Arenburg nur noch die einzigen Gäste darin waren. Durch die offene Tür des Nebenraums klang fröhliche Unterhaltung, ab und an das leichte Klirren von Porzellan und Silber, vom Läufer des Korridors her hörte man dumpf die eiligen Schritte der ab- und zugehenden Diener.

Jetzt schlug die Kofokouhr auf dem Kaminsims ein Uhr. „Mein Gott,“ sagte die schöne Frau erstaunt, „schon so spät! Aber da wird es Zeit...“ Dabei sah sie sich um. „Wir ganz allein hier?“ rief sie instinktiv. Im selben Moment stand sie auf. „Mein Mann muß total vergessen haben, daß er morgen schon früh am Tage eine Verabredung hat,“ fügte sie hinzu. „Wenn er seine Partie Phombre hat, kann die Welt untergehen.“ Damit ging sie dem Nebenzimmer zu. Arenburg folgte ihr. Er begleitete sie durch den Raum hindurch, sie verabschiedete sich im Vorübergehen liebenswürdig von einigen Bekannten.

Als sie in den Zwischenraum kamen, der ins Spielzimmer führte, sagte sie „Adieu, Herr Assessor, ich danke Ihnen! Nun tret ich Sie der Jugend wieder ab.“ Sie reichte ihm freundlich die Hand, er ergriff sie, er führte sie an seine Lippen wie sonst. Aber als er den Kopf wieder hob, war in seinen Zügen ein Ausdruck... fast ein Ausdruck von Dual. Seine Augen trafen die ihren in einem heißen, bemühtlosen Flehen.

Ein jäher Schreck durchfuhr die schöne Frau. Im nächsten Augenblick war sie im Spielzimmer verschwunden.

Sie konnte mit Sicherheit annehmen, daß er ihr heute seinen Besuch machen werde, um sich zu erkundigen, wie ihr der gestrige Abend bekommen sei. Er war immer sehr höflich, in diesem Punkte ganz besonders: wenn sie sich in Gesellschaft getroffen hatten, so konnte sie, wie sie einmal lachend ihrem Manne gesagt hatte, „Gift drauf nehmen“, daß am anderen Vormittag zwischen zwölf und ein Uhr die Klingel gehen, das Hausmädchen oder der Diener hereinkommen würde und melden „Herr Regierungsassessor Arenburg bittet, der gnädigen Frau seine Aufwartung machen zu

dürfen.“ Nun, wenn er heute kommen würde, würde er sie nicht zu Hause treffen.

Sie hatte gleich früh darüber nachgedacht: fehlte nicht irgendwas im Haushalt, das sie selber einkaufen mußte? Nein, sie fand nichts. Die Lieferanten schickten, was ihnen per Telephon bestellt wurde, die Köchin war sehr überlegend und zuverlässig, die sorgte schon, daß alles rechtzeitig im Hause war. Und für besondere Fälle — wenn etwa ein unerwarteter Besuch kam, der zum Mittagessen eingeladen wurde — da war ja der Diener da: der kaufte mit seinem Rad durch die Straßen und holte herbei, was nötig war. Nein, sie fand nichts.

„Ach,“ dachte sie eine Weile später, „die Sache ist ja so einfach. Meine Gesundheit! Meine Gesundheit erfordert einen Spaziergang. Einen nicht zu kurzen Spaziergang — denn der hat keinen Nutzen — einen nicht zu ausgedehnten — denn der ermüdet, aber erfrischt nicht. Einen Spaziergang von ungefähr — einer Stunde.“ Etwas vor zwölf Uhr würde sie fortgehen, etwas nach eins zurückkommen. „Scherz bei Seite,“ dachte sie, „ein wenig frische Luft wird mir gut tun. Wenn man doch fast die ganze Nacht nicht geschlafen hat! Weil man doch diese Augen nicht loswerden konnte, diese brennenden Blicke!“

Sie war den ganzen Morgen wie in Träumen befangen gewesen, ihr war, als könne sie nicht voll erwachen. Ihr war, als müsse sie die Hände gegen die Schläfen pressen, etwas fest zerdrücken, das drinnen, tief drinnen in ihrem Bewußtsein steckte. Und so viel Unruhe war in ihr, ein Aufgeschreckensein, das sie nicht zum Frieden kommen ließ.

Nein, nein, sie wollte „ihn“ heute nicht sehen, sie wollte nicht!

Sie freute sich über diesen Beschluß ihrer Rechtschaffenheit. Mit welcher inneren Genugtuung würde sie bei ihrer Rückkehr die Christine melden hören „Der Herr Regierungsassessor Arenburg war da, um der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen.“

Frau von Bodenhausen sah nach ihrer Uhr: zehn Minuten vor eins. Sie würde um dies kurze Stück am Rande des Tiergartens ganz langsam dahingehen, dann die Regentstraße hinunter, dann noch fünf Minuten — und sie würde zu Hause sein. „Ob er sich gewundert haben wird, mich nicht zu treffen?“ dachte sie.

Sie ging, ganz versunken in ihre Gedanken. Die Spaziergänger, die ihr begegneten, beachtete sie nicht, wie verloren glitt ihr Blick über sie hin. Nur einmal schaute sie lobhafter auf: da war ein junges Paar vorübergegangen. „Die laufen in ihre Zukunft hinein, die in einen Sommermorgen, die beiden,“ dachte sie lächelnd. „Gott, dieser Himmel von Seligkeit in den zwei Paar Augen!“

Sie hatte auch einmal geglaubt, kam ihr dann plötzlich ein Erinnerung, daß sie, von dem so viel Wesens gemachte, und nachgesehen besungen, ein

Himmel auf Erden sein... „Nein, nein, nein! Das ist einfach gelogen, nichts-würdig geschwindelt!“

Nun ja, Luxus und Wohlleben, mit allem, was dazu gehört, das hatte sie zur Genüge. Ach, zum Überdruß sogar! Aber ist denn das die ganze Herrlichkeit, das Beste, was das Leben uns armen Menschenkindern zu bieten hat? Es konnte ihr passieren — einerlei, wo es war, in einem lichtdurchfluteten Saal, in Gesellschaft, Konzert oder Theater, im Treiben der Straße mit ihrem Hasten und Drängen oder daheim — daß es sie überfiel wie ein scharfer, fürchterlicher Schmerz. Dann war ihr, als sei sie totverlassen und allein auf der Welt, dann war ihr, als müsse sie die Arme ausbreiten, sich flüchten wie ein Kind in eine süße, zärtliche Liebkosung hinein. Lange Zeit hatte sie Ruhe gehabt vor diesem wehen Gefühl — aber gestern, als sie neben ihrem Mann nach Hause gefahren, war es wiedergekommen. Sie war weich gewesen, das kleinste liebe Wort hatte ihr wohlgetan. Freundlich hatte sie ihren Mann gefragt, ob er sich gut unterhalten habe. „Nein,“ hatte er erwidert, „ich habe schreckliches Pech gehabt.“

„Aber nur im Spiel,“ hatte er gleich darauf hinzugefügt. „In der Liebe nicht.“ Und dann war er aus seiner Ecke hervor nahe an sie herangerückt, hatte ihre Hand ergriffen; und ihren Arm, den die Spitzen ihres Kleides freigelassen, hatte er wie toll mit Küffen bedeckt. „Du warst schön, heute abend, Eva,“ hatte er dabei geschmeichelt, „wundervoll schön! Ich bin stolz auf dich gewesen, kann ich dir sagen, wahnsinnig stolz! Weißt du, wenn du manche Blicke gesehen hättest! Massow zum Beispiel — na, und andere auch noch. Konnten gar nicht wieder loskommen. Kann man ihnen ja auch nicht übelnehmen bei solchen Schültern.“ Und damit hatte er sie an sich gezogen, daß sein heißer Atem ihr über Schläfe und Wangen gestrichen war. Sie hätte ihn zurückstoßen mögen, laut aufweinen in tiefer, trostloser Traurigkeit. „Bitte, Gerhard,“ hatte sie endlich, sich zusammennehmend, gesagt, „du verdirbst meine Blumen.“ Er war sofort ihrem Wunsch nachgekommen, mit einem Schläge wieder ganz rücksichtsvoller Cavalier.

„Eheglück!“ dachte Eva von Bodenhausen in Bitterkeit, wie sie die Straße entlang ging. „Konvenienzeheglück! Ich bin ihm nur das schöne, begehrteste Weib, nichts weiter.“

Ob es wohl ein wirkliches, tiefes Glück geben mochte? Jrgendwo auf der Welt? So ein Glück, wie man's erhofft? „Oder ob man das nur träumen kann?“

Sie dachte an ihre Freundinnen, an den weiteren Kreis ihrer Bekannten. Bei vielen, die glücklich schienen, war sie nicht sicher, daß sie es auch wirklich waren. Ein

Haus freilich tauchte vor ihr auf, da saß Freude und Glück wie festgenietet: nur den Fuß brauchte man über die Schwelle zu setzen, da war man umfungen von Wärme und Helligkeit, da war man umjubelt vom Lachen und Schwagen süßer Kinder. O, wenn sie einem entgegenkäme, wenn sie sich an einen hängen, fest wie die Ketten, daß man sie erst abschütteln muß, um nur einen Schritt weitergehen zu können! Ja die, die Lüdinghorsts!

„O, diese Glücklichen!“ fühlte sie schmerzhaft. „Diese Millionäre an Glück!“

Jetzt, wie sie aufschaute, war sie schon dicht vor ihrem Hause. Es war zehn Minuten nach ein Uhr, Arenburg mußte also schon dagewesen sein. Ein Ausdruck fröhlicher Erwartung lag über ihr Antlitz.

„Ist Besuch dagewesen?“ fragte sie den stehenden Diener. Dabei klopfte ihr das Herz.

„Nein, gnädige Frau. Niemand,“ antwortete dieser. Einen Moment stand sie, als könne sie nicht begreifen. Dann war ihr wie einer Bettlerin, der man den gefundenen Pfennig gestohlen.

Als am Abend ihr Mann vom Klub nach Hause kam, sagte er: „Arenburg läßt sich dir empfehlen, Eva.“

„So?“ entgegnete sie. „Arenburg? War der bei euch?“

„Ja,“ sagte er, „er kam direkt vom Bahnhof. War heute früh nach Hamburg gefahren. Ein Freund von ihm, der auswandert und ihn vorher gern noch sehen wollte, hatte ihm telegraphiert.“

„Ach so, das war es!“ fast froh klang es, so daß Bodenhausen sie etwas verwundert ansah. „Wieso?“ fragte er.

„Ach, ich habe mir's gar nicht erklären können, daß er heute nicht kam. Du weißt, präzise zwischen zwölf und ein Uhr war er sonst jedesmal zur Stelle.“ Sie sagte es geflüstert leichtthin, so wie man über Angelegenheiten spricht, die man nur so nebenbei erwähnt. Sie nahm ihr Buch wieder zur Hand, Bodenhausen fuhr in der Lektüre seiner Zeitung fort.

„Schwül ist das hier,“ sagte sie nach einer Weile und stand auf. „Überheizt.“ Sie ging zum Thermometer. „Nun natürlich,“ setzte sie hinzu, halb zurückgewandt, „jedem Grad. Du mußt dir morgen der Heizung mal vornehmen, Gerhard. Es muß doch wärmer sein.“ Damit war sie zum Fenster gegangen. „Fünf Minuten aufmachen, wird das beste sein. Ist dir's recht?“ fragte sie zu ihrem Mann hinüber.

„Ja gewiß,“ antwortete dieser. Frau von Bodenhausen öffnete das Fenster, lehnte sich eine Weile hinaus.

„Sie ist merkwürdig unruhig,“ dachte Bodenhausen. Nach einigen Minuten kehrte seine Frau zu ihm zurück.

„A propos,“ sagte er plötzlich. „Siehst du, daß ich recht hatte, gestern abend! Hast bei Syberns riesig Furore gemacht.“

„Woher weißt du das?“ Etwas überrascht lautete es. „Hat dir jemand Komplimente über mich ins Gesicht gesagt?“ Ein spöttischer Zug spielte ihr um die Lippen.

„Direkte? Nein, das hat man natürlich nicht. Aber ich hab' sie mir aus dem, was man mir sagte, konstruieren können. Mit Leichtigkeit.“

„So?“ sagte sie gleichmütig. Es interessierte sie nicht im mindesten, dies Durchrechnen, das nach Gesellschaften, nach Dinern, Soupers, Ballen, Soireen an der Tagesordnung ist. Ob jemand ihre Diamanten bewunderte oder ihren Wuchs, ihre Toilette distinguiert fand oder ihre Kopfhaltung — das eine berührte sie so wenig wie das andere. „Interessiert dich wohl nicht?“ fragte Bodenhausen lächelnd.

„Brennend nicht, nein,“ erwiderte sie guter Laune.

„Na, wer weiß,“ fuhr er fort, legte die Rechte mit der Zeitung auf die Seitenlehne seines Sessels und neigte sich ein wenig vor. „Hätte dir diesmal doch vielleicht Spaß gemacht.“

„Wieso denn Spaß?“ lachte sie.

„Oder Genugtuung vielmehr,“ ergänzte er sich. „Hätte dir doch wahrscheinlich einen gewissen Triumph bereitet.“

„Möchtest du nicht etwas deutlicher sein, lieber Gerhard?“ fragte sie neckend. „Etwas weniger geheimnisvoll?“

„Wenn du befehlst — gern,“ antwortete er.

„Also — du hast eine kolossale Eroberung gemacht: Arenburg ist Feuer und Flamme für dich.“

„Mein Gott, erschreck dich das so?“ sagte er scheinbar bedauernd, als er sah, wie sie zusammenfuhr. „Pardon! Das war nicht meine Absicht.“

„Auf den ersten Moment, ja, erschreckt so was,“ sagte sie ehrlich. „Im übrigen...“ fuhr sie fort, verschluckte aber, was sie sagen wollte.

„Und du meinst also, das ist ein Triumph für mich?“ fragte sie nach einer Pause. Kurz kam es, abgerissen, wie man in mühsam beherrschter Empörung spricht. „Danke verbindlich! Du hast eine schmeichelhafte Meinung von mir.“

„Gott, Kindchen,“ erwiderte er, sich noch weiter ihr entgegenneigend, „in diesem Punkte seid ihr doch alle gleich.“ Dabei zwinkerte er mit den Augen, als wenn er sagen wollte: „Na, verstell dich doch nicht. Wir wissen ja doch Bescheid, ganz genau Bescheid.“

„Ich habe nicht das Geringste getan, daß er Feuer und Flamme für mich ist,“ sagte sie mit erzwingener Ruhe. „Ist das also der Fall...“

„Ob das der Fall ist...!“ unterbrach er sie lachend.

Japanische Spiele und Vergnügungen.

Von Wilhelm Hendrich.

Nachdruck verboten.

Es ist wohl allgemein bekannt, mit welcher Feinlichkeit der Japaner besseren Standes alle Regeln der Höflichkeit auch im Verkehr mit seinen intimsten Freunden beobachtet. Und wer einmal die Gastfreundschaft eines japanischen Hauses genossen oder die seltene Gelegenheit gehabt hat, einer jener intimen Teegesellschaften, einer Chanoyu, beizuwohnen, der wird als Keuling im Lande es kaum für möglich halten, daß diese selben überhöflichen, würdevollen Herrschaften, die scheinbar leidenschaftslos die Bewertung eines Kunstgegenstandes oder Dichtwerkes erörtern, sich bei passender Gelegenheit mit kindlich-vergnügter Harnlosigkeit den naivsten Spielen und Belustigungen hingeben. Denn gerade in diesen Teegesellschaften, die einst vor einigen hundert Jahren von dem berühmten Taiko sama eingeführt wurden, um das durch die langen Kriege verwilderte Volk wieder einer feingeistigeren Beschäftigung zuzuführen und die frühere Liebe für Kunst und Wissenschaft wieder zu wecken und zu fördern, gerade diese Chanoyu zeugen von dem eigentlichen, tiefen Ernst, mit dem sich der Japaner jeder höheren Beschäftigung hingibt und der ihm den Ruf eines außerordentlich klugen und strebsamen Volkes, eines „Volkes der Zukunft“, eingetragen hat.

So hat der hochbetagte Herr Sayiro Tateishi heute seine „gnädigen Gebieter und Freunde“ zu einem Täßchen Tee eingeladen und bewillkommt sie nun unter genauer Beobachtung der vorgeschriebenen Etikette. Er verbeugt sich dreimal vor jedem Eintretenden und drückt ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken sein Entzücken über sein freundliches Erscheinen aus. „Gnädiger Herr,“ sagt er, „seit ich das letzte Mal die hohe Ehre hatte, sind Sie viel tiefer geworden und sehr, o, sehr gealtert!“ (denn beides gilt für außerordentlich wohlklingend und ehrfurchtgebietend.) Dann nötigt er sie auf die ausgebreiteten Matten und beginnt eigenhändig den nach besonderem Rezept für diese Gelegenheit bereiteten Tee zu servieren. Inzwischen hat einer der Gäste eine jener schönen Tuschzeichnungen auf kostbarer Seide entfaltet und mit verbindlichem Lächeln seinem Nachbar gereicht mit der Bitte, seine Meinung über das Werk abzugeben. Nun wandert es von Hand zu Hand und, nachdem es die Runde beendet hat, beginnt ein gemessener Austausch der Meinungen. Jede Kritik wird angehört und höflich und ohne direkten Widerspruch aufgenommen. Und nach und nach erscheinen auch andere Gegenstände auf der Bildfläche, ein Tonfigürchen in kostbar brokatenen Gewändern, eine Lackmalerei, Herr Sayiro besitzt ein sehr schönes, altes Schwertschiffblatt, das er vorlegt, auch eine reich ziselirte Dolch Klinge wird dem kunstverständigen Urteil der übrigen unterbreitet. Das alles wird bewundert und besprochen, bis endlich die Unterhaltung allgemeiner wird und sich einzelne Gruppen bilden. So haben sich zwei der Herren in eine Ecke zurückgezogen, wo sie nun mit nachdenklichen Mienen beim Go-Spiel sitzen, dem uralten, schon vor 3000 Jahren in China bekannten Nationalspiel der Japaner, das die größte Aufmerksamkeit und eine enorme Kombinationsfähigkeit erfordert. Es ist ähnlich unserm Schachspiel, nur daß einfache schwarze und weiße Steine die Stelle der Figuren vertreten und nicht in die Quadrate, sondern auf die Schnittpunkte der Grenzlinien gesetzt werden. Die Spieler ziehen Stein um Stein und suchen „Kette“ auf „Kette“ zu bilden, d. h. möglichst viele Steine des Gegners ringsum einzuschließen und zu „töten“, deren Anzahl am Ende des Spieles den Sieg entscheidet.

So ziehen sich diese Chanoyu in vornehmer und tief sinniger Unterhaltung einige Stunden lang hin, und die heutige Zusammenkunft wird ihren Teilnehmern sicher einen außerordentlich günstigen Eindruck hinterlassen, denn Herr Sayiro hat sich für den Abschied noch eine besondere Ehrung seiner Gäste vorbehalten und wird ihnen eine kostbare Erinnerung an die verflossenen Stunden in Form eines „Surinomo“, eines selbstverfaßten und von einem berühmten Maler illustrierten Gedichtes überreichen.

Wir aber wollen, ohne diesen feierlichen Akt mehr abzuwarten, jetzt schon die zeremoniösen Herrschaften verlassen und hinausfliehen in die laue, durchleuchtete Luft des Frühlingsabends. Und mit einem Male umfängt uns das hastende Treiben der japanischen Straße. Menschen in nationalen oder halb schon europäischen Kostümen eilen an uns vorüber, Zeitungen werden ausgeschrien, die Holzpantoffeln der japanischen Damen klappern auf dem modernen Steinpflaster der Straße, ein halbnahter Kuli nach dem andern trabt mit seiner leichten Yirikifisa den Weg entlang. Aber, siehe, wie sorgfältig sie alle den lärmenden Gruppen spielender Kinder ausweichen, die mit ihrem Treiben die Hälfte der Straße für sich in Anspruch nehmen. Da sieht man — natürlich ins Japanische überetzt — „Ringel-Ringel-Rosentrans“ und „Blindeluh“ in vollem Gange. Weiterhin sucht sich eine vor Vergnügen in allen Tonarten quietische „Schlange“, eine Reihe von Kindern eines hinter dem andern unter Führung des unverleglichen „Hauptes“, durch geschickte Schwentungen dem Angriff eines einzelnen Gegners zu entziehen. Dort wieder hat ein Straßenhändler seinen Kram von Stehaufmännchen, Papierdrachen, Kreiseln und Puppen vor den gierigen Augen der Jugend ausbreitet, während daneben ein großes Plakat zum Besuche des „Schattentheaters der sieben Seltsamkeiten des Himmels“ zu verlocken sucht. Auf Schritt und Tritt aber begegnet man den pudigen Gestalten halbwüchsiger, ballspielender Mädchen, die ihre kleinen Geschwister nach der Landesitte auf dem Rücken mit sich herumschleppen und unbekümmert um diese lebendige Last durcheinanderlaufen und springen, während die kleinen, schließlichen Weltbürger von ihrem „Tribünenplatze“ aus ernsthaft und sachverständig den Flug des Balles verfolgen.

Da schlägt uns aus einem Teehause an der Straße früh-

liche Musik ans Ohr, dazu ein helles Gelächter aus frischen Mädchenkehlen, das uns lockt und lockt, näherzutreten und die Ursache ihres Frohsinns zu ergründen. Wir treten also ein, und ein buntes Bild bietet sich unsern Augen, das Bild einer animierten japanischen Gesellschaft, einer Anzahl fröhlicher Männer und niedlicher Geislas in harmlosem Ueieinandersein. In diesen lachenden und schwagenden Leuten sind allerdings die würdigen, zeremoniellen Herrschaften einer Chanoyu nicht wiederzuerkennen, die da in zwangloser Reihe vor ihren Sake-tassen hocken. Rings sitzen im Kreise die zierlichen Teemädchen, einige mit Samisen (einer Art Gitarre) und Handtrommeln, denen sie eine eigenartige, für ein europäisches Ohr wenig wohlklingende Musik entlocken. In der Mitte aber haben zwei der männlichen Gäste gegeneinander Platz genommen und sind gerade damit beschäftigt, ihre gelben Gesichter auf die wunderbarste Art und Weise und mit der größten Geschwindigkeit nach allen Richtungen zu verzerrern, daß man meinen könnte, ein paar übergeschnappte Narren vor sich zu haben. Und doch sind sie nur mitten in einem Wettspiel, das sie zum Gaudium ihrer Zuschauer um eine Schale Sake öffentlich ausfechten. Es ist das Mirame kura, bei welchem sie sich gegenseitig so lange Gesichter schneiden, bis einer von ihnen das Lachen über die allzu komisch verzogene Frage des anderen nicht mehr halten kann und damit die Wette verloren hat. Auch ein zweites ähnliches Spiel, das einer einzelnen Person auferlegt, allein durch Verzierung seiner Gesichtsmuskeln eine um Nase

nach kurzem Widerstande, während er sich bückt, in die Höhe heben und damit den Sieg erringen.

Den niedlichen Geislas aber sind diese ernsten Spielübungen der Männer allmählich zu langweilig geworden und die feinen, lächelnden Stimmen lassen den Vorschlag laut werden, zur Abwechslung einen lustigen Tohachitanz zu arrangieren. Und alsbald treten unter allgemeiner Zustimmung ein Gast und eines der Teemädchen zum „Pänder tanze“ an. Auf ein gegebenes Zeichen ertönen die Samisen und Trommeln. Die Tänzer klatschen im Takte in die Hände und stimmen einen kurzen Gesang an, nach dessen Schlußvers sie gleichzeitig mit beiden Händen eine Geste machen, die je nach ihrer verschiedenen Form ihre bestimmte Bedeutung hat. So heißt die Hände erhoben „Fuchs“, die Bewegung des Schiefens „Gewehr“, die Hände gefenkt „Mann“. Und zwar werden, wenn wir diese drei Gesten als Beispiel gelten lassen, dieselben nach alter Logik folgendermaßen bewertet: Der Mann ist mehr als das Gewehr, denn er regiert es; das Gewehr ist mehr als der Fuchs, denn es tötet ihn; der Fuchs dagegen mehr als der Mann, denn er überlistet ihn noch japanischem Glauben. Derjenige der Tänzer, dessen Geste nun etwas Niedrigeres bedeutet als die seines Partners, hat ein Pfand in Form eines Kleidungsstückes zu hinterlegen, und zwar wird dieses Spiel so lange fortgesetzt, bis man eben nichts mehr hat, das man ablegen könnte.

Selbstverständlich ist dieser Tohachi- oder Pänder tanz sorgfältig von den mit Hingebung gepflegten Künsten der Japaner zu unterscheiden und mehr ein Spiel als eine ernste künstlerische Darbietung zu nennen. Diese zwar weniger feurigen und fort-reißenden als schönen, in allen ihren Bewegungen abgemessenen Tänze, die, wie ich gleich sagen will, künstlerisch auf einer ungleich höheren Stufe stehen als unsere modernen farblosen Kundtänze, sind fast alle mimischer Natur, da den verschiedenen Formen ihrer Ausübung irgend ein Grundgedanke, die Heldentat eines berühmten Kriegers, ein religiöser Mythos oder irgend ein schmerzhaftes Abenteuer unterlegt ist. Als hervorragendes Beispiel sei hier der berühmte Sukumamo oder „Kesseltopf-tanz“ erwähnt, in welchem besonders der bizarre Humor des Japaners zum Ausdruck gelangt, sowohl im Tanze selbst wie auch in der Ursprungsgeschichte desselben. — Ein Shintopriester in Kyoto, der einer Tanzvorstellung einiger Geislas beizuwohnte, wurde durch die Darbietungen der Mädchen in eine derartige Begeisterung verriekt, daß er selbst zu tanzen begann und sich dabei zum Schmuck seines eynwürdigen Haares einen braunen Räucherkeffel über den Kopf stülzte. Aber, o weh! als er sich nach Beendigung des Tanzes seine geweihten „Behauptung“ wieder entkleiden wollte, war es ihm trotz aller Bemühungen nicht mehr möglich, und so mußte der Bedauernswerte mit dem „Kesseltopfe“ bis an sein Lebensende herumlaufen. Der obenge-ante, heute noch mit Vorliebe geantzte Sukumamo geantzt nun in seinen einzelnen Phasen all geantzt, die darzweifelster Bewähungen des antzten Priesters seinen Kopf an. Als ungewilligen Gefangenen wieder zu befreien, und trägt mit seinen ergöhlichen Sprüngen und Kapriolen nicht wenig zur Belustigung seiner Zuschauer bei, daß er meist unter Lachstürmen und Beifallsjahren beendet wird.

Auch im religiösen Ritus der Japaner spielt der Tanz eine wesentliche Rolle. So tanzen die Priester vor den Altären der Götter und werden tanzend um das Wohlwollen der guten Geister. Eine ebenso schöne, wie poetische Feier aber, in deren Mittelpunkt ebenfalls ein Tanz steht, ist das Fest der „Sonnenbegrißung“, das an einem bestimmten Tage des Jahres unter feierlichen Zeremonien begangen wird. Schon früh am Morgen versammeln sich die Familienmitglieder, die Freunde und Bekannten des Hauses in einem nach Osten gelegenen Raum des Gebäudes, und im gleichen Moment, da die rote Sonnenscheibe über dem Horizonte erscheint, werden alle Türen und Fensterläden geöffnet, während zu einer feierlichen Musik und unter andachtsvollem Schweigen der Anwesenden ein als ehrwürdiger Greis verkleideter Tänzer den Dma, den „Tanz der dankbaren Grüße“, in den roten Strahlen der Morgensonne vollführt.

Aber nicht nur bei so friedlich-feierlichen Gelegenheiten wurde der Tanz zum Symbol einer jeeltischen Empfindung erwählt, sondern auch in der letzten Stunde tapferer Krieger war er noch vor nicht allzu langer Zeit der Ausdruck des letzten Wunsches, der letzten Sehnsucht einer todgeweihten Schar, die ein freiwilliges Ende der schimpflichen Gefangenschaft vorzog.

Ein Zeichen der Aufgabe des Widerstandes brachte den ringsum anstürmenden Feind zum Stehen. Dann sammelten sich die Unterlegenen zum letzten Gruß, noch einmal kreiste der Becher, der aber nicht mit feurigem Sake, sondern mit klarem Wasser gefüllt war, dann traten die Jüngsten der kleinen Schar zum feierlichen „Tanz der seligen Wünsche“, dem uralten Medelai odori, an, worauf sich alle, der Forderung ihrer Ehre gehorchend, dem Tode durch eigene Hand, dem Harakiri, unterwarfen.

Trotzdem noch vor kurzer Zeit, als neben anderen unserer modernen trivialen „Errungenschaften“ auch unsere europäischen Kundtänze nach Japan gebracht wurden, dieselben von der gesamten Bevölkerung anfangs als barbarisch verurteilt wurden, so geben sich heute doch die meisten japanischen Herren und Damen bei ihren Gesellschaften diesem früher verpönten Vergnügen hin. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß dieselben etwa die uralten, schönen Nationaltänze zu verdrängen begimmen, wie dies bei anderen Völkern geschieht, die sich wie die Japaner abendländische Kultur und Sitte allmählich zu eigen machen. Auch hierin hat sich ein hervorragender nationaler Vorzug dieses „Volkes der Zukunft“ bewährt, neben dem eifrigen Bestreben um den Fortschritt in der modernen Kultur sich die kindliche Ehrfurcht und Pietät dem Alten und Überliefertem gegenüber zu bewahren.



Bei Spiel, Sang und Tanz.

(Nach einem japanischen Original.)

und Ohr gelegte Schlinge zu entfernen, ist in lustiger Gesellschaft sehr beliebt. Das gibt natürlich zu lachen; auch wenn man durch eine von zwei andern gehaltene Schlinge nach einem Gegenstand greifen muß und sich nicht fangen lassen darf, oder ein dritter sich mit verbundenen Augen bemüht, durch ein Bambusrohr ein brennendes Licht anzublafen.

Jetzt aber tritt der naive Scherz ein wenig in den Hintergrund, denn eben hat ein Gast seinen Nachbar unter allgemeinem Interesse der übrigen zu einer Partie Udeschi gefordert. Und diesmal handelt es sich um keine zeitvertreibende Spielerei, sondern um eine ernste Probe ihrer männlichen Kraft. Die rechten Ellenbogen auf den Boden gestützt, reichen sich die beiden Kämpfer die Hand und suchen nun mit Ausbietung aller Muskelkraft den Unterarm des Gegners zur Erde zu drücken. Ein lauter Beifall belohnt den glücklichen Sieger, der mit bescheidenem Lächeln dem Unterlegenen die gefüllte Sake-schale reicht, um ihn gutmütig über die erlittene Niederlage zu trösten. Und ebenso gütlich wie dieses enden auch die folgenden Kraftspiele, — das Kubijuri, das die Aufgabe stellt, sich gegenseitig an einer um den Hals gelegten Schlinge vom Plaze zu ziehen, und schließlich eine originelle Prüfung der Hüftmuskeln, die fast ebenso einfach wie die vorigen, sozusagen „ohne allen Apparat“ auszuführen ist. Zwei Männer lassen sich rückwärts gegeneinander stehend mit einem Gürtel an den Hüften zusammenbinden, und jeder muß nun versuchen, einen vor ihm liegenden Gegenstand von der Erde aufzuheben. Daß also verkettert sich beide nicht zugleich bücken können, ist klar, und so wird natürlich der Stärkere und Gewandtere den Gegner